

Blätter fürs Haus.

Beiblatt zur Saale-Zeitung.

Nr. 15.

Halle a. d. S., Sonntag den 12. April

1891.

Der Gesundheitsfex.

Das „Zeitalter der Nervosität“ nennt man die Gegenwart und das „hypocondrische“ müßte man hinzufügen, denn man hat nie zuvor so viele verborgene Feinde der Gesundheit entdeckt wie in unseren Tagen, und unsere Familienblätter bringen zwischen den erlogenen, rührenden Marlittaden, den praktischen Anweisungen, wie man aus einer geleerten Sardinienbüchse einen eleganten Photographierahmen machen kann, den bekannten stimmungsvollen Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Schwesterngeschichten zc. jahraus, jahrein gemeinnützige Aufsätze über bisher noch unbeachtet gebliebene gesundheitschädliche Einflüsse, daß man vor Warnungsrufen seines Lebens gar nicht mehr froh wird.

Ich bin im letzten Sommer mit einem solchen Gesundheitsfex auf der Bahn eine Strecke weit gereist, und ich muß sagen, daß ich schon lange keinen so unangenehmen Reisegefährten angetroffen habe. Er hat einem einfach alles verleidet, das Atmen, das Hinaussehen, das Lesen, das Rauchen, kurz alles . . . und ich bekenne offen, daß ich von Herzen froh war, als er, unter Beobachtung aller möglicher Vorsichtsmaßregeln, in Innsbruck das Coupé verließ.

Ich war in Venbach eingestiegen und las meinen Roman — es waren nur noch ein paar Seiten übrig — zu Ende, dann legte ich das Buch auf das Sitzkissen. Mein Gegenüber neigte den Kopf und blickte immer nach dem Buche, als wolle er die Aufschrift auf dem gelben Rückenetikette entziffern.

„Bischer's „Auch Einer“,“ sagte ich zuvorkommend und reichte ihm den Band hinüber.

„Danke, danke,“ erwiderte er rasch, „ich nehme prinzipiell kein Leihbibliothekbuch in die Hand: — sehen Sie, gerade diese Bücher werden mit Vorliebe in Krankenstuben benützt und auf diese Art werden die Kontagien verschleppt, — da ist doch erst vor ein paar Jahren ein Fall, in Halberstadt glaube ich, passirt, wo ein Gymnasiast durch den „Trompeter von Säckingen“ die Diphtheritis bekam . . .“

Nun war die — vorwiegend von ihm bestrittene — Unterhaltung in Fluß gekommen; er erkreute sich eines unheilvoll getreuen Gedächtnisses, seine Belesenheit in der Unfall-Chronik der letzten Jahre war einzig. Während er noch über die anti-hygienische Bedeutung der Leihbibliotheken sein verurtheilendes Wort sprach, bewegte sich in nervöser Ungebuld mein Billet zwischen den Lippen; plötzlich streckte er seine Hand danach aus. „Verzeihen Sie, mein lieber Herr,“ sagte er, „aber das ist Gift, — auch so ein Blödsinn von den Eisenbahn-Verwaltungen: grüne Billets auszugeben . . .“

Ich wendete ein, daß eine giftige Wirkung in diesem Fall doch kaum zu erwarten sei.

„Das er ste mal nicht,“ — sagte er überlegen, — „aber in der Folge. Ich bin aus“, unsere Pferdebahn hat auch diese grünen Fahrscheine eingeführt und wissen Sie, daß ein Assessor, der täglich aufs Gerichte fuhr und die Gewohnheit hatte, den zusammengewickelten Schein mit den Zähnen festzubalzen, — wissen Sie, daß der arme Teufel sich eine chronische Vergiftung zugezogen hat?“

Während ich mich der Hoffnung hingab, daß der vergiftete Assessor den Beschluß dieser heiteren Unterhaltung machen werde, dachte der angenehme Reisegefährte offenbar nur an einen schicklichen Uebergang, um mir noch zu eröffnen, daß die Gewohnheit, durch Papierspitzen zu rauchen, notorisch den Zungenkrebs herbeiführt, eine Versicherung, die mir, für den Augenblick wenigstens, den Genuß der Cigarre verflümmerte; ich warf das Endchen zum Fenster hinaus und steckte die Spitze in die Tasche. Dieses Vorgehen schien meinen von mir kaum erstreckten Beifall zu finden, er meinte im milderen

Tone: „ . . . Und dann, wie leicht verlegen Sie sich an der scharfen Federkante die Zunge oder die Lippen; nicht wahr, dann lecken Sie ein Couvert ab, das mit saurem Gummi bestrichen war und die Blutvergiftung ist da! Ich weiß nicht, ob Sie den Fall gelesen haben, der sich vor einiger Zeit in Deutschland ereignet hat, wo ein Kaufmannslehrling sich einen kleinen Niz am Finger mit einem Stückchen Briefmarkenrand verklebt hat, — innerhalb drei Tagen Hand amputirt, dann Arm, schließlich ist er d'raufgegangen! . . .“

Ich lehnte den Kopf zum Fenster hinaus und suchte mich von diesen grauenhaften Bildern abzumenden. Rechts tauchte der spitze Kirchturm von Brizlegg auf, — er hätte mir ansehen müssen, daß ich mich in den Anblick der lieblichen Landschaft verirrte, aber erbarmungslos wühlte er weiter: „Ist ja dieselbe Geschichte mit den Rasirmessern, — mir kommt kein fremdes ins Gesicht, — ein kleines Schnittchen und es braucht nur ein Messer zu sein, mit dem vorher eine Leiche rasirt wurde, — aus ist es, — alle! Darum müßte die Polizei die Karbolisirung der Rasirmesser vor jedesmaligem Gebrauch anordnen. Warum hat sie denn die mit Bleiorzd behandelte Papierwäsche verboten? Der viel ungefährlicheren Hautentzündungen wegen, die dadurch hervorgerufen werden. Sehen Sie, ich habe einen Vetter, der hat sich durch einen solchen Papiertragen einen Furunkel geholt, — dreimal geschnitten, — hat der Mensch was ausgestanden, wird auch nimmer ganz gesund, aber es ist doch nicht absolut tödtlich, wie wenn Ihre Frau z. B. einen mit Anilin gefärbten Strumpf anzieht, und der giftige Farbstoff kommt an eine wunde Stelle, — da giebt's dann keine Rettung mehr, verlassen Sie sich darauf. Sie erinnern sich vielleicht an die Klavierlehrerin in Breslau, die erst vor ein paar Monaten auf die Art verunglückt ist, vom Ball nachhause gekommen, der Fuß so angeschwollen, — aus war's!“

Ich streckte meinen Kopf, so weit es nur ging, zum Fenster hinaus; der bleiche Gespensterzug des durch den Trompeter von Säckingen angesteckten Gymnasiasten, des vergifteten Pferdebahn-Assessors, des unglücklichen deutschen Kaufmannslehrlings, der in ihrer Blüthe geliebten Klavierlehrerin in Breslau drängte sich zwischen mein Auge und die sonnigen Fluren, über die wir dahinrollten. Wenn er nur endlich geschwiegen hätte! Vielleicht schwieg er jetzt auch schon, ich hörte nichts als das Klirren der Schienen, wenn wir über Brücken und Weichen fuhren, das eigenthümlich taktmäßige Stampfen der Räder. Plötzlich fühlte ich mich sanft, aber nachdrücklich am Arm erfaßt. „Kommen Sie lieber rein,“ sagte der Menschenfreund mit väterlicher Milde und nicht nachgebend, bis ich armes, geängstigtes Opfer den Oberleib wie eine erschreckte Schnecke in das Coupé-Innere zurückzog. „Das ist das Unvorsichtigste, was Sie thun können,“ begann der unausstehliche Gesundheitsfex; „blind können Sie davon werden; die Augen sind echauffirt, und der wahn sinnige Aufzug; mit den Augen ist nicht zu spaßen. Ich habe früher auch jahrelang bei offenem Fenster geschlafen, bis die Geschichte mit der Bauernmagd auf dem Gute in Westfalen in der Zeitung gestanden hat.“

Er sah mich bedeutungsvoll an.

„Was war denn das wieder für ein Unglück?“ sagte ich völlig niedergeschlagen, aber: ich fühlte etwas wie Trost in mir erwachen.

„Nun, die hat das Bett am offenen Fenster stehen gehabt, — starker Zug, — eine kalte Nacht, wie sie aufwacht, war sie blind. Aber mit den Frauen ist ja nichts anzufangen, sehen Sie doch nur, wie sie sich schnüren und die hohen Schuhablässe, jetzt haben sie doch wenigstens den Chignon abgelegt,

der eine Brutstätte des Chignonparasiten war, über den die "Gartenlaube" mal einen Artikel gebracht hat. Die Parasiten sind eben unaussrottbar; wir sehen's ja bei den Trichinen; die Schweine werden untersucht und in den Kälbern stecken die . . . — na und die Notiz über den Bandwurm im Ei haben Sie seinerzeit doch gelesen, das war zu der Zeit, wie ein magdeburger Chemiker den schädlichen Bierchwamm entdeckt hat, nachdem zwei jeneser Studenten . . .

In diesem Augenblick begann die Maschine zu zischen, der Zug fuhr langsam an den menschenfüllten Perron des Innsbrucker Bahnhofes dahin und hielt endlich still. Mein Peiniger sprang auf: "Ei, schon Innsbruck!" — rief er — "ja, wie mit dem Pflaubern die Zeit vergeht!" . . . Dann

raffte er seine Stiebsachen zusammen, ich sah ihm finster zu, ohne ein Wort der Zustimmung oder irgend eine sonstige Lebensäußerung.

Als er vorsichtig das Trittbrett hinabstieg, reichte ich ihm Kofferchen und Tasche, und zuletzt zielte ich, in einer plötzlichen Aufwallung mich des langverhaltenen Grobss unwillkürlich entladend, mit seinem Baumwollenschirm nach seiner Mantel. Der Glende! wenn wir nicht Innsbruck erreicht hätten, wären auch noch die beiden jeneser Studenten vor meinen Augen am "Bierchwamm" zu Grunde gegangen . . .!

Der liebe Gott schütze uns vor Krankheiten, aber er bewahre uns auch vor solchen Gesundheitsfeyern — die sind gerade so arg. Sch. (in der Dresl. Ztg.)

Das Steppenhuhn in seiner Heimath.

Nicht nur in den Steppen Centralasiens, auch allenthalben in der mesopotamischen Tiefebene und in einzelnen flachen Landstrichen Syriens ist das Steppenhuhn heimisch. Gelangt man auf dem Wege von Kharput gegen Südosten nach Diarbekir durch das bergige Gebiet von Arghana, so findet man dort zur Sommerzeit bereits die ersten Schwärme des Steppenhuhns; zu vielen Tausenden vereint, ziehen sie in pfeilschnellem, geräuschvollem Fluge dahin. Schon von fern hört man sie herannahen mit Sturmesbrausen, und wenn sie kommen, dann verfinstert sich buchstäblich die Sonne, und wie dicke Gewitterwolken wirft der mächtige Vogelschwarm tiefe Schatten weit hin über die Steppe. In Mesopotamien ist das Steppenhuhn ein überaus volksthümlicher Vogel. Seine Fruchtbarkeit scheint nach Beobachtungen in Europa allerdings eine bedeutend höhere zu sein, als in seiner Heimath. Die Nester des Steppenhuhns sind einfach. Der Vogel scharrt ein flaches Grübchen in den Sand, am liebsten unter einer kleinen Distel und legt dann seine 2-3 Eier hinein. Die Nester liegen so dicht beisammen, daß unzählige von den die Steppe durchziehenden Karawanen zertraten werden. Den Löwenanteil am Brutgeschäft scheint übrigens der Vogel den heißen Frühlingssonnenstrahlen zu überlassen, denn oft kommt man an tausenden von eierbelegten Nestern vorüber, ohne einen

einigen der Vögel selbst auch nur in der Nähe anzutreffen. Wo Dörfer nahe den Brutstätten liegen, oder wenn Nomaden ihre Zelte dort aufschlagen, leben die Menschen wochenlang fast ausschließlich von den Eiern. Zur Nachtzeit suchen Füchse, Schakale, Wildkaten, Eulen und anderes Raubgethier die Nester auf. Dies ist im allgemeinen aber auch wohl so ziemlich der einzige empfindliche Schaden, der dem Steppenhuhne zugefügt wird, denn gejagt und erlegt wird es beinahe gar nicht, nur an einigen wenigen Orten Mesopotamiens wird es in geringer Menge zur Herbstzeit in Rothhaarschlingen gefangen und lebend zu Markte gebracht. Das Fleisch der stets mageren Thiere ist nur wenig geschätzt, denn es ist trocken und zähe. In der Gefangenschaft wird der liebenswürdige Vogel sehr zahm und zutraulich. Nachdem er eingefangen, frukt man ihm ein wenig die Flügel und läßt ihn im Hofe frei. Sogleich nimmt er das gestreute Futter, am liebsten Weizenkörner und Reis, sonst aber überhaupt alles Genießbare, selbst die Reste gekochter Speisen vom Boden auf, und nach zwei bis drei Tagen frißt er auch bereits aus der Hand. Wenn ihm dann später auch die Schwungfedern wieder nachgewachsen sind, bleibt er doch immer an der gewohnten Stätte und kehrt nach kurzen Ausflügen stets wieder dahin zurück.

Landwirthschaft. Garten.

Ueber Kartoffelbau.

Die große Zahl der augenblicklich kultivirten Kartoffelsorten läßt wohl mit Recht darauf schließen, daß dieser Zweig des landwirthschaftlichen Pflanzenbaues in den letzten Jahren, seit demselben von Seiten der Züchter eine größere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, einen bedeutenden Fortschritt gemacht hat. Dies ist denn auch in der That der Fall, denn fort und fort sind die Fachleute bestrebt, die vorhandenen Sorten durch besondere Kultur, durch künstliche Befruchtung zu verbessern. Um nun den Kartoffelbau rationell zu betreiben, das heißt, um ihn zu einem erträglichen Erwerbszweig zu gestalten, ist die Auswahl der Sorten von besonderer Wichtigkeit. Ohne eine genügende Kenntniß der einzelnen Sorten, die sich für die verschiedenen Bodens, klimatischen und Wirthschaftsverhältnisse eignen, wird das Erträgniß des Kartoffelbaues immer dem Zufalle überlassen bleiben. Bei einer wirthschaftlich geleiteten Kartoffelkultur stellt sich gerade so wie beim wirthschaftlich betriebenen Obstbau das Bedürfniß heraus, die Sorten genau zu kennen, welche für die gegebenen Verhältnisse passen. Versteht der Kartoffelbauer eine genaue Auswahl der Sorten zu treffen, so kann man ruhig behaupten, daß die Kartoffeln in jedem Boden gedeihen; es ist Thatfache, daß in kalten, nassen Lehmböden dem Kartoffelbau größere Schwierigkeiten entgegentreten, als auf warmen, leichten Bodenarten. Auf lockeren, an Nahrungstoffen reichen Bodenarten werden wir stets die besten Kartoffelernten erzielen, sowohl hinsichtlich der Menge, Güte und Feinheit des Gesammtes, wie auch bezüglich des Stärkemehgehaltes. Ein sandiger Lehmboden ist zur Gewinnung gesunder und haltbarer Knollen unter allen Bodenarten der beste. Schwere Bodenarten können nur durch öftere sorgfältige Bearbeitung und Düngung mit recht strobigem Mist zum Kartoffelbau geeignet gemacht werden. Wer in leichtem Sandboden Kartoffelbau betreibt, muß sich die Düngung besonders an-

gelegenen sein lassen. Was nun die Düngung der Kartoffeln betrifft, so besitzen wir wohl kaum eine Kulturpflanze, die uns für eine Düngung, und sei dieselbe auch noch so gering, reichlicher lohnt als die Kartoffeln, und sind viele Kartoffelbauer in großem Irrthum, wenn sie behaupten, die Kartoffeln brauchen keine, am allerwenigsten frühe Düngung, nach angestellten Versuchen kann behauptet werden, daß die Kartoffeln die allerstärkste Düngung nicht nur gut vertragen, sondern in diesem Falle auch ganz besonders reiche Ernten geben und die Ausbildung der Knollen eine weit vollkommene ist, als auf nicht gedüngtem Boden. Die Ersparniß an Dünger geschieht immer auf Kosten des Ertrages. Es ist Thatfache, daß dem höchst wichtigen Saatwechsel beim Kartoffelbau lange nicht überall diejenige Sorgfalt zugewendet wird, wie eine solche zur Erreichung hoher Ernten und schöner Knollen unbedingt notwendig ist, da die Kartoffeln noch immer als das Achenbrödel unter den Kulturpflanzen betrachtet werden. In andern Ländern hat man schon längst die Wichtigkeit des Saatwechsels erkannt und diesen erfolgreichen Bestrebungen haben wir denn auch eine Reihe der schönsten Züchtungen zu verdanken. Wer seinen Kartoffelbau zu einem einträglichen gestalten will, der sei auf Saatwechsel bedacht und sei auch sehr vorsichtig, von welcher Quelle er das Saatgut bezieht.

Ueber den weißen Senf als Futterpflanze. Im Frühjahr muß der Landmann häufig sehen, daß sein Rothklee im Winter merklich gelitten hat und nach Erlaß suchen. Dimalts hat er auch ein Stück Land, auf dem Pflanzrüben gepflanzt werden sollen, auf dem vorher noch gut eine Grünfütterpflanze gebaut werden kann, wo es an Feuchtigkeit nicht mangelt. Auch einzelne Stellen, an denen das Getreide ausgewintert ist und man nicht Sommerfaat dazwischen säen darf, weil der Schlag Saatgetreide liefern soll, möchte er gern nutzbar machen. Zu diesen wie zu anderen Zwecken (Brachfrucht, Stoppelfrucht) empfehlen wir den weißen Senf. Eine Pflanze, die durch Frühjahrskrüfte nicht

terst selbst, daher früh gesät werden kann, außerordentlich schnell wächst und eine große Futtermasse liefert, welche, wenn rechtzeitig (bis zur vollen Blüthe) geschnitten, vom Vieh gern gefressen wird und gute Produkte (Milch, Butter, Fleisch) liefert. Der Same ist dabei sehr billig. Die Ansprüche an Boden sind mäßige. Bei guten Feuchtigkeitsverhältnissen und warmem Wetter erreicht er schon nach 6 Wochen eine Höhe von ca. 35 cm, so daß er gemäht werden kann.

Ueber Mohndau. Der Anbau des Mohnes ist unter günstigen Verhältnissen ein sehr lohnender. Er gedeiht noch überall dort, wo Weizen gebaut wird. Milde, kalkhaltige, nicht zu schwerer Lehmboden sagt ihm am meisten zu. Geschützte Lage ist notwendig. Mäße verträgt der Mohn nie. Der Düngerzustand des Bodens muß ein guter sein. Dort wo Opium gewonnen werden soll, macht sich besonders eine Stickstoffdüngung bezahlt. Die Saat soll ungefähr mit dem Hafer gleichzeitig oder noch früher geschehen. Die Reihenweite beträgt 25 bis 35 cm, die Saattiefe 1 cm., das Saatquantum $\frac{1}{2}$ g pro Quadratmeter. Frühjahrsnachfröste sind nicht leicht schädlich, -2° C. verträgt der Mohn gut. Vor Unkraut muß der Mohn sehr geschützt werden, denn er wird leicht von diesem, namentlich in der ersten Jugend, überwuchert. Den Pflanzen sollen nur die ersten 4-6 Köpfe gelassen werden, alle weiteren Blüten sind zu entfernen, damit eine gleichmäßige Reife erfolgen kann. Die Ernte erfolgt Mitte August. Man unterwirft den Schüttmohn und Schließmohn. Bei ersterem sind die Kapseln offen, bei letzterem

geschlossen. Die Kapseln des Schüttmohns, der für deutsche Verhältnisse im großen Ganzen wohl am meisten zu empfehlen ist, sind am dicksten, daher vor den Angriffen der Vögel am meisten gesichert. Sie sind zwar etwas kleiner als die des Schließmohns, liefern aber doch gute Erträge. Die Ernte ist sehr vorsichtig auszuführen. Beim Schließmohn sind zwei Sorten zu unterscheiden: 1. der große und 2. der gemeine Schließmohn. Der große liefert das feinste Del, und der Saft der Kapseln enthält am meisten Morphium, die Ansprüche an Wärme und Pflege sind aber auch die größten. Der gemeine Schließmohn trocknet in der Regel schlecht.

Zier-Kürbisse. Eine der dankbarsten rankenden Zierpflanzen, welche mit großer Schnelligkeit wächst, ist der Bierkürbis. In kurzer Zeit bedecken seine Ranken Laubenwände, kahle Mauern usw. Die hübschen bunten Früchte von verschiedener Form und Farbe tragen im Herbst ebenfalls nicht wenig zur Ausschmückung des Gartens bei. Sonnige Lage und ein dungkräftiger Boden sind allerdings Erforderniß für das Gedeihen. Ende April werden die Kerne in Töpfe ausgelegt und ins Freie gestellt, nur des Nachts, wenn Frost droht, unter Dach gebracht. Im Mai stülpt man die Töpfe aus und legt die Pflanzen mit Erdballen an ihren Bestimmungsort. Die schnell wachsenden Ranken müssen an Stangen und Spalier in die Höhe gezogen und sorgsam angebunden werden. Das Wasserbedürfniß der Pflanze ist ein großes. Die Früchte müssen vor Eintritt des ersten Frostes abgeerntet werden.

Hauswirtschaftl. Gesundheitspflege.

Eine Kameruner Taube. Der dunkle Erdtheil hat auch ein lebendes Wesen nach Königsberg befördert, das besonders die Aufmerksamkeit der Vögel- und Vogelzüchter erregt. Es ist eine außergewöhnlich große schwarze Taube, die als ein echtes Kind aus Kamerun von einem dort lebenden Beamten beim Besuche seiner Heimath einem hiesigen Kaufmann, der ein großer Freund von Tauben ist, zum Geschenk gemacht wurde. Der schwarze Afrikaner besitzt eine Flugweite von 80 cm, und wenn er sich zum Fluge erhebt, so glaubt man einen Adler die Schwirgen ausbreiten zu sehen.

Erdbeeren als Zimmerpflanzen. Wenn auch die Erdbeere zum Treiben im Gewächshause und zur Freilandkultur mit Recht beliebt ist, so dürfte es doch weniger bekannt sein, daß sie sich auch in Töpfen, im Zimmer ganz vorzüglich entwickelt, und neben schmackhaften Früchten auch noch jedem Fenster zur Zierde gereicht. Die Pflanzen werden, in Töpfen bis zum Januar-Februar kalt aber frostfrei aufgestellt, dann bringt man sie ins Zimmerfenster recht nahe dem Glase, am besten zwischen sonnige Doppelfenster, wo sie bei 8-10° R. prächtig gedeihen. Hält man sie während und nach der Blüthe feucht, giebt ihnen von Zeit zu Zeit einen kräftigen Düngerguß, so entwickeln sie einen üppigen Wuchs und schöne Früchte.

Wettvorlagen. Man kann sich selbst auf eine höchst einfache Weise Wettvorlagen arbeiten, welche sehr wenig kosten und doch hübsch aussehen und recht dauerhaft sind. Man kauft beim Schneider die sogenannten „Eggen“, also die Seitenstreifen, die von jedem Stoff genommen werden, ehe er zugeschnitten wird. Die Eggen näht man zu zwei langen Streifen aneinander, macht am Ende von jedem Streifen eine Deje und zieht dann abwechselnd eine Deje durch die andere. Hat man so die ganze Partie Eggen geflochten, so legt man ein Stück davon, etwa $\frac{1}{2}$ m, flatt hin und legt den andern Theil des Eggenflechts immer herum, die Streifen recht fest aneinander nähend, bis man den Teppich nach Wunsch lang und breit genug hat. Zum Schluss näht man rund herum einen nach Geschmack breiten roten Klebkleb, den man vorher ausgeackert hat. Man muß beim Flechten der Eggen darauf achten, daß dieselben nach der Farbe etwas zusammen passen und es ist nicht gut, wenn man Eggen von schweren und leichten Stoffen durcheinander flechtet, da der Teppich dann zu ungleich wird. Man kann eine solche Wettvorlage in wenigen Stunden arbeiten, und gebraucht man für eine ziemlich große Wettvorlage vielleicht für 50 Pfg. Eggen.

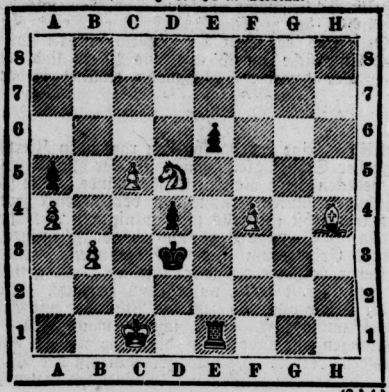
Unangenehmen Geruch aus Möbeln, Wäsche und dergleichen zu entfernen. Ein sehr gutes Mittel, unangenehme Gerüche aus Möbeln, Wäsche usw. zu vertreiben, ist Senfmehl. Man schenert mit denselben die Schränke, Schubladen usw. aus, und der üble Geruch verschwindet. Ebenso setzt man dem Wasser, in welchem mit Weidizin, Salben-Geruch u. a. m. behaftete Wäsche gewaschen wird, etwas Senfmehl zu. Bekanntlich ist Soboform einer der widerlichsten und hartnäckigsten Düfte. Der Zusatz von Senfmehl im Waschwasser beseitigt auch diesen Geruch

aus der Wäsche. Unangenehmen Geruch an den Händen beseitigt man gleichfalls, indem man sie mit hellem, gelbem Senf abreibt.

Ratten aus dem Hühnerstall zu entfernen. Nachdem alle Hühner den Stall verlassen haben, stellt man eine Schüssel mit warmen Kartoffeln (am besten um die Mittagzeit) in denselben. Die Ratten werden sich sofort über die Schüssel stürzen. Das Verfahren wird einige Tage wiederholt. Am sechsten Tage wird in die Schüssel zu den Kartoffeln eine tüchtige Portion Arsenik geschüttet. Dieses Mittel macht es, daß sämtliche Ratten zugrunde gehen. Natürlich muß man den Stall, ehe die Hühner wieder eingelassen werden, gehörig säubern, sodas alle Arsenikspuren vernichtet werden.

Hülsenfrüchte und nicht Kartoffeln. Ganz mit Unrecht hat man die Kartoffel als den Wohlthäter der Menschen gepriesen. Allerdings konnte man zu diesem Glauben verleitet werden, da durch die großen Erträge eine weit dichtere Bevölkerung sich zu erhalten vermag als beim Getreidebau. Aber dieser Segen hat sich bald in Fluch verwandelt. So sehr auch die Kartoffel als Nahrungsmittel zu schätzen ist, sobald sie hinreichend von Fleisch, Eiern, Milch unterstützt wird, und so sehr sie sich in alle Formen und Bereitungsweisen in besserer Küche wie ein dienstwilliger Sklave zu fügen weiß, so sehr ist sie als ausschließliches Nahrungsmittel zu verdammen, wie z. B. in Irland oder im Erzgebirge, wo die ärmeren Klassen allein auf diesen Genuß angewiesen sind. Der Gehalt an Blut und Fleisch bildenden Stoffen (2 Prozent) ist in der Kartoffel so geringfügig, daß zur Erhaltung der Muskelkraft schon bedeutende Mengen verzehrt werden müssen, welche auf die Dauer die Verdauung schwächen. Die fast ausschließlich Stärkemehl enthaltende Kartoffel giebt dem Körper nur Wärme. Die große Sterblichkeit in den erwähnten Gegenden und die zahlreichen Krankheiten dafelbst sind die Folgen dieser Ernährungsweise. Außerdem ist die Kartoffel die Pflegenutter der Skropheln. Sollten diese traurigen Umstände nicht geradezu gebieterisch dazu auffordern, dem Glende ein Ende zu machen und durch Belehrung dem Uebel zu steuern? Ja, wie heißt denn das Rezept dazu? Das Rezept heißt Hülsenfrüchte: Bohnen, Erbsen, Linsen. Die Hülsenfrüchte sind der Trost der Armuth, sie sind das beste und billigste Mittel zum Erlas des Fleisches, da sie mehr Fleisch anziehende Stoffe enthalten als das Fleisch selbst und mindestens noch einmal so billig sind. Sie gelten bei vielen als schwerverdaulich, und sind es auch, wenn sie verkohlet zubereitet oder mit falscher Zuzut genossen werden. Sie müssen abends vorher in weichem Wasser eingeweicht werden. Kann man kein weiches Wasser erhalten, so schütte man sowohl ins Einweiche-Wasser als ins Koch-Wasser eine Messerspitze voll doppeltkohlensaures Natron. Der dann durch den Sieb von den Hülsen befreite Brei wird von dem schwächsten Magen gut vertragen. Brot oder Speck auch fettes Fleischweiden sind die beste Zuzut. Für Personen mit schwerer Arbeit sind sie fast unentbehrlich. Noch weit mehr gilt dies vom Mais, der bei uns noch viel zu wenig genossen wird und wegen seines Wohlgeschmacks unsere vollste Aufmerksamkeit verdient. Man bereitet ihn genau so wie Hülsenfrüchte und macht aus dem Weismehl Brei und Klöße.

Jan.
Bearbeitet von E. Schallopp.
Aufgabe Nr. 479.
Von Dr. G. Roth in Breslau.



(8+4)
Weiß zieht an und setzt im 4. Zuge matt.

Aufgabe Nr. 480.

Von demselben.
Weiß (S); Kc7; Td5; Lf3; Sa6; Bb2, c3, e5, f4.
Schwarz (S); Kc6; Tb4; La4; Sa3; Bb3, b6, c5, f6.
Weiß zieht an und setzt im 2. Zuge matt.

Partie Nr. 355.

Gespielt in Britisch Chess Club zu London am 19. Jan. 1891.
(Nach „The Field“.)
Stattentische Partie.

Dontshorpe.	Trenchard.	21. Lb7-d5+	Kg8-h5
1. e2-e4	e7-e5	22. O-O-O	f5-e4:
2. Sg1-f3	Sb8-c6	23. Ld5-e4:	Ld7-e6
3. Lf1-c4	Lf8-c5	24. Th1-e1?	Le6-a2:
4. Sb1-c3	Sg3-f6	Schwarz erlangt nun den Angriff.	
5. d2-d3	d7-d6	25. Le4-c2	La2-f7
6. Se2-e2	Sc6-e7	26. g2-g4	d6-d5
7. Se2-g3	Se7-g6	27. Le2-a4	e5-e4

Es kommt in Eröffnungen dieser Art häufig vor, daß Schwarz eine Stellung die Zuge des Angreifenden wiederholt. Es mag dies meist unbedenklich geschehen.

8. c2-c3 Le8-e6?

Ein Vorzug; Weiß könnte jetzt durch 9. Le4-e6: f7-e6: 10. Dd1-b3 Dd8-c8 11. Sf3-g5 Sg6-f4 (falls Kc8-e7, so 12. Sg3-f3+ u.) 12. Le1-f4: e5-f4: 13. Sg3-f5 in Vorteil kommen.

9. Le4-b3? Dd8-e7

10. Le1-e3 Le5-b6

11. d3-d4 O-O

12. Le2-g5 Ta8-e8

Schwarz sollte hier mit h7-h6 den Bauer zum Abtausch oder Rückzug veranlassen.

13. d4-d5 Le6-d7

14. Sf3-h4 Sg6-h4:

15. Lg5-h4: c7-c6

16. Sg5-h5 e6-d5:

17. Lh4-f6: g7-f6:

18. Lh3-d5:

Weiß verläßt abermals die Verlegenheit in Vorteil zu kommen. Mit 18. Dd1-f3 Kg8-h8 (erzwungen!) 19. Df3-f6+ De7-f6: 20. Sh5-f6: Te8-e7 21. Sf6-d5: Te7-e8 22. Sd6-b6: a7-b6: 23. Ta1-d1 (oder 23. O-O-O) hätte er bei besserer Stellung einen Bauern erobert.

18. f6-f5

19. Dd1-f2 f5-f4

20. Ld5-b7:

Hier sollte Weiß mit 20. g2-g3 sich die g-Linie zum Angriff öffnen.

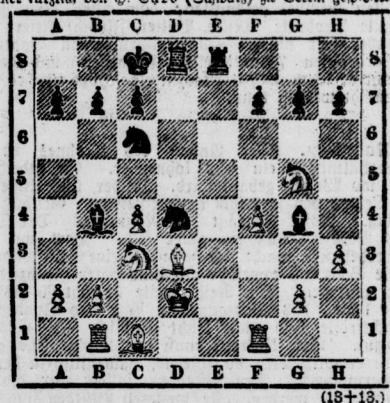
20. f7-f5

Schwebende Korrespondenzpartien.

Evans-Gambit.	Steinig.	ZweiSpringerzwei in Nachzuge.	Steinig.
1. f3-g4	Th8-d8	31.	Lh1-e4
2. Tb1-b5	De3-c3	32. Dd3-d4:	Tf8-f4:
3. Da4-b4	d7-d6	33. f2-f3	Te8-f8
		34. Dd4-a7:	

Endspiel Nr. 68.

Schluss einer kürzlich von H. Caro (Schwarz) zu Berlin gespielten Partie.



(18+13.)
Schwarz ist am Zuge und setzt im 8. Zuge matt.

Schachbriefkasten.

(Zuschriften zu richten an E. Schallopp, Steglitz bei Berlin.)
Breslau (Dr. G. R.) Ist Nr. 6 jetzt richtig aufgesetzt? Auf 1. Kg3: setzen wir kein Matt (2. Sf2+ Tg4!).

Räthsel.

Charade.

Von —s in Halle.
(Dreißigig.)
1. u. 2. Silbe.
Gar oft, bist reizend du im Etat,
Sind wir in deinem Rande
Und schlagen, trotz der Wangen Rath,
Dir sehr zur Unfluthsund.
3. Silbe.
Galt nem' ich dir ein Fürstenthum,
Zu deutschen Bund einst mächtig,
Das fühlte Botendienste aus,
Doch langjam und bedächt'ig.
Das Ganze.
Nimm deinen Atlas nun zur Hand —
Es wird der Rühre lohnen —
Und such' mich im Schweizerland,
Flugs unter den Kantonen.

Kabelfräthsel.

Von E-7.
Jede der folgenden Fragen enthält in einigen Buchstaben den Wort zu Wort in fortlaufender Weise die betr. Aufklärung bzw. Antwort.
1. W-1 ich in Weg am Parterplatz anstiege, vermisste ich mein Hündchen. Wie hieß dasselbe?
2. Mancher hat in sich d'n Wahn unglücklich zu werden oder bald zu sterben. Wie könnte man das anders heizen?
3. Eine Landschaft von seltsamer Schönte habe ich erworben; sie hängt in meinem Studierzimmer; an diesem Bilde habe ich großen Gefallen. Welche Landschaft stellt es vor?
4. Als ich in Helgoland aus dem Schiffe stieg, begrüßte mich ein Matrose aus meinem Heimatthum wie; wie heißt dieser?
5. Die Besonnte lauert hinter der Thüre, wenn Gesellschaftsabend ist. Was möchte sie gerne erzählen hören?
6. Bald war bei den Franzosen der große Jubel fort, als die Deutschen auch diese Festung erobert hatten. Welche Festung ist hier gemeint?

Scherzräthsel.

Was steht es meist nur bei Nacht und dann hat es zwei Beine;
Nimmt man ihm den Kopf so hat es dreien sechzehn.
Wer ist dieses wertwürdige Geschöpf?

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer.
Des Logogriffs: Erlau, Lauer, Kalarer.

Für die Redaktion verantwortlich: J. B. Albert Gerling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Fendel in Halle a. S.

